Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3693.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 439. **Freitag** den 29. August 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 29. August.

Vor einiger Zeit machte bekanntlich die socialdemokratische Presse den Versuch, in die Reichsverfassung die Bestimmung hinein zu interpretiren, die **Legislaturperiode des Reichstages** beginne erst mit dem Tage des Zusammentritts des neuen Reichstags, und auf diese Weise eine Verlängerung der gegenwärtigen Legislaturperiode herbeizuführen. Der nächste Zweck dieses Versuches war augenscheinlich, der Obstructionspolitik der Gegner des Zolltarifwerkes den Rücken zu steifen; der Nebenzweck, die Regierung in den Verdacht zu bringen, sie sei es, die durch eine verfehlte Interpretation der Verfassung eine Verlängerung der jetzigen Legislaturperiode herbeiführen gedenke, trat zu Tage, als der „Vorwärts“ auf den Nachweis der Unhaltbarkeit seiner Interpretation mit der Behauptung antwortete, „bekanntlich“ habe die Regierung die Frage der Dauer der Legislaturperiode aufgeworfen. Auf die Aufforderung der „Nordd. Allg. Ztg.“, anzugeben, wann und wo die Regierung diese Frage aufgeworfen, schwieg der „Vorwärts“. Man glaubte deshalb annehmen zu dürfen, der Plan der Verlängerung der jetzigen Legislaturperiode sei ins Wasser gefallen. Daß diese Annahme irrig war, beweist jetzt das Organ des Bundes der Landwirthe, indem es die Rolle des „Vorwärts“ übernimmt. Welchen Zweck es damit verfolgt, ist sein Geheimniß; Thatsache ist, daß es jetzt seinerseits die Behauptung aufstellt, die gegenwärtige Legislaturperiode endige erst im November 1903. Daß dem Urheber der Behauptung das Malheur passiren kann, ein unrichtiges Datum für den Zusammentritt des Reichstages nach den allgemeinen Wahlen im Jahre 1898 anzunehmen, — in Wirklichkeit erfolgte dieser Zusammentritt nämlich am 6. December 1898 — stellt seine Befähigung von vornherein nicht gerade in günstiges Licht. Seine Behauptung stützt sich auf den Artikel 24 der Reichs-Verfassung, der die Dauer der Legislaturperioden auf fünf Jahre festsetzt, und — auf die Geschäftsordnung des Reichstags, deren § 1 mit den Worten anhebt: „Beim Eintritt in eine neue Legislaturperiode treten nach Eröffnung des Reichstags die Mitglieder desselben unter dem Vorsitze ihres ältesten Mitgliedes zusammen.“ Daraus folgert die „Deutsche Tageszeitung“: „Somit bedeutet der Zusammentritt des Reichstags den Eintritt in eine neue Legislaturperiode.“ Auf wie schwachen Füßen diese „Beweisführung“ steht, dürfte Jedem einleuchten. Abgesehen davon, daß die Geschäftsordnung des Reichstages keinerlei staatsrechtliche Bedeutung hat, deutet die Fassung ihres ganzen § 1 klar darauf hin, daß die Worte: „beim Eintritt in eine neue Legislaturperiode“ nur bestimmt sind, den Gegensatz zu den „ferneren Sessionen“ zu bezeichnen, von denen in dem zweiten Absatze des Paragraphen die Rede ist. Im Gegensatze zu der ersten Session einer neuen Legislaturperiode, die von dem sogen. Alterspräsidenten zu eröffnen ist, setzen „für jede fernere Session derselben Legislaturperiode“ die Präsidenten der vorausgegangenen Session ihre Functionen bis zur vollendeten Wahl des Präsidiums fort. Dieser Zusammenhang stört die Schlußfolgerungen der „Deutschen Tageszeitung“ erheblich.

Entscheidend für die gegentheilige Anschauung ist aber unseres Erachtens die unzweideutige und vom Reichstage auch nicht mit einem Worte bestrittene Darlegung, welche die Regierung des Norddeutschen Bundes in den Motiven zu dem „Wahlgesetz für den Reichstag des Norddeutschen Bundes“, über die Dauer der Legislaturperioden bekannt gegeben hat. Um der „Frage“ ein bestimmtes Ende zu bereiten, seien die entscheidenden Sätze aus diesen Motiven hier im Wortlaute wiedergegeben. Im allgemeinen Theile der Motive zu dem am 9. März 1869 eingebrachten Gesetzentwurfe heißt es:

„Die Wahlen für die auf die Publication der Verfassung folgende erste Legislaturperiode des Reichstags wurden in sämmtlichen Bundesstaaten den 31. August 1867 vollzogen.“

Und weiterhin:

„Angesichts der schon im nächsten Jahre (am 31. August 1870) bevorstehenden Endigung der Legislaturperiode und des Eintritts neuer Wahlen dürfte es sich kaum empfehlen, die einheitliche Regelung der Wahlgrundsätze und des Wahlverfahrens länger hinauszuschieben.“

Wir bemerken ausdrücklich, daß die Klammer: „am 31. August 1870“ in den besagten Motiven enthalten ist. Das ist unseres Erachtens deutlich genug. Das Wahlgesetz von 1869 ist bekanntlich auf das Reich übergegangen und an der in seinen Motiven niedergelegten Auffassung über die Dauer der Legislaturperioden ist — im Gegensatze zu den Anschauungen über den preußischen Landtag — niemals und von keiner Seite gerüttelt oder gedeutelt worden, auch nicht, als direct eine Gelegenheit dazu geboten war, nämlich bei der Ausdehnung der Legislaturperiode von 1870 und bei der allgemeinen Verlängerung der Legislaturperioden im Jahre 1888. Wir meinen, damit sollte die „Frage“ endgiltig aus der Welt geschafft sein. Die Continuität in der Leitung der Reichsangelegenheiten ist gottlob stark genug, um einen plötzlichen Wechsel der Anschauungen ausgeschlossen erscheinen zu lassen. Es hat damit sein Bewenden, daß die gegenwärtige Legislaturperiode mit dem 14. Juni 1903 endet.

Ein recht erheblicher Theil der Redner des **Mannheimer „Katholikentages“** scheint von der Ansicht ausgegangen, für die Zuhörer sei das Schlechteste gut genug und auch der plumpste, die Wahrheit gröblichst entstellende Schlager werde die beabsichtigte Wirkung auf die Masse nicht verfehlen. Besonders der „berühmte“ Herr Dr. Schädler scheint dieser Ansicht zu sein. Rief er doch u. A. aus: „Den Arbeitern kann nur die römische Kirche helfen; denkt an die Aufhebung der Sklaverei!“ Der gelehrte Herr weiß wohl selber, daß die römische Kirche, wo sie geherrscht hat, höchstens mit Almosen und Klostersuppen den Bettlerstand erhalten, aber nirgends die socialen Uebel an der Wurzel gefaßt hat. Auch da, wo sie das Uebel zu lindern suchte, hat sie zuerst in Betracht gezogen, daß die Gebenden aus ihren Gaben einen Gewinn für ihre Seelen, ein Verdienst aus ihrer Barmherzigkeit ziehen; der Erfolg für die Bedürftigen stand erst in zweiter Linie. Darum heißen z. B. die im Mittelalter für die Armen gestifteten Bäder Seelbäder, weil ihr Hauptzweck war, dem Seelenheile der Stifter zu dienen. Gesundheit und Reinlichkeit der Beschenkten waren ein zufallendes Gut. Was hat denn Rom überhaupt in der Sklavereifrage gethan? Die Kirche selbst hat bis zu der Zeit, da die Sklaverei durch die protestantische Großmacht England und seine protestantischen Menschenfreunde in Abgang zu kommen anfing, allezeit Sklaven und Leibeigene in Menge besessen. In der Zeit des Bauernkriegs war der Druck auf die Bauern in den geistlichen Herrschaften am härtesten; man denke an den Abt von Kempten, die Herren in Salzburg u. A. m. Gegen die Aufhebung von Leibeigenschaft und Sklaverei hat Rom darum stets protestirt, weil der Besitz der Kirche an solchem lebendigen Gut ihr erhalten bleiben müsse. Thatsache ist es, daß Rom allezeit die Partei der Besitzenden genommen hat, am allermeisten im Kirchenstaate, dem seinerzeit schlechtest verwalteten Lande Europas. Dort wohnten die Landarbeiter meist weit entfernt von der Arbeitsstätte, dem Grund und Boden der großen Latifundienbesitzer. Die päpstliche Regierung duldete solche Zustände, infolge deren die armen Arbeiter in armen Landgemeinden wohnen mußten und eben dadurch die großen Herren aller Armen- und Schullasten ledig blieben. Das ist das „arbeiterfreundliche“ Rom. Eine Handlung selbsterhaltender Klugheit ist es gewesen, daß unter dem Einflusse des deutschen Geistes das Centrum sich theilweise, anfangs ungerne genug, an der socialen Gesetzgebung betheiligt hat. „Der Staat bietet nichts als Steuerzettel und Kanonen!“ Welch brausender Jubel mag auf diese durch und durch demagogische Redewendung des hochgestellten Priesters in den Räumen getobt haben! Also die ganze sociale Gesetzgebung des Reiches mit ihrem reichen Segen ist nichts. Die Bettelsuppen in den Klöstern sind wohl die rechte Alters- und Invaliditätsversicherung, die reichen Stifter und Convente die Quelle des bäuerlichen Wohlstandes. Man sieht es in Oesterreich, besonders in Vorarlberg und Tirol!

Sowohl die dänische wie auch die schwedische Presse haben in der letzten Zeit begonnen, sich mit dem **Verhältniß zwischen Dänemark und Deutschland** zu beschäftigen, welches sie nach ihrer Art zu bessern gedenken. Vor einiger Zeit erschienen in der Kopenhagener Zeitschrift „Tilskueren“ (der Zuschauer) zwei Artikel, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigten. Die Verfasser waren Pastor Uffe Birkedal und Dr. J. Oestrup. Ihr gemeinsamer Gedanke ist, wie der „Schles. Zeitung“ aus Kopenhagen geschrieben wird, der, daß Dänemark sich in offener Freundschaft an Deutschland anschließen, durch die Vergangenheit einen Strich machen und ausschließlich an eine pangermanische Zukunft denken müsse. Pastor Birkedal behauptet dabei allen Ernstes, daß den Dänen in Nordschleswig durch die preußische Regierung nur Unrecht geschehe (über die ebenso gehässige wie unvernünftige dänische Agitation schweigt er natürlich). Er erklärt dies aber damit, daß Nordschleswig nicht „reines Land“, sondern Grenzland sei, wo andere Verhältnisse herrschen. Vor dem Anschluß Dänemarks an Deutschland müsse nun das dänische Volk sich in einem offenen Brief an das deutsche wenden, um eine Aenderung des bestehenden Zustandes zu erreichen. Dr. Oestrup dagegen ist der Ansicht, daß alle dänischen Vertheidigungsanstalten der Bedeutung entbehren, so lange nicht Hand in Hand mit ihnen eine diplomatische Action gehe, welche das Land vor einem plötzlichen Angriff von deutscher Seite schütze. Die Selbstständigkeit Dänemarks hänge an einem Faden, so lange man nicht gegen Süden geschützt sei, und diese Sicherheit könne durch Waffengewalt nicht herbeigeführt werden. Dänemark müsse den ersten Schritt thun, eine „Versöhnung“ mit Deutschland anstreben und in Zukunft Deutschland gegenüber eine active auswärtige Politik treiben, und dies nicht nur aus militärischen, sondern auch aus handelspolitischen Gründen. Ein Fehler sei es, daß man in Dänemark fortwährend den Artikel V des Prager Friedens anführe, da hierin in Deutschland eine diplomatische Incorrectheit gesehen werden müsse. Am besten sei es, durch eine handelspolitische Annäherung ein besseres Verhältniß und das Vertrauen zu schaffen, daß Dänemark nicht unbedingt auf Seiten der Feinde Deutschlands stehe. Erst dann sei es Zeit, an die nationale Frage zu denken. Der akademischen Welt falle die Aufgabe zu, den Blick nach Deutschland und England zu richten, anstatt beständig den alten Skandinavismus im Munde zu führen. Diesen beiden dänischen Stimmen hat sich jetzt u. A. auch ein Artikelschreiber in der schwedischen Zeitung „Sydsvenska Dagbladet“ angeschlossen, ist dabei jedoch von noch größeren Irrthümern ausgegangen, als sein Vorgänger. So wird hier behauptet, Dänemark wäre bereits jetzt auf dem Wege, die militärische Abrüstung anzubahnen, denn es wolle seine Militärmacht verringern, bis sie nur noch gerade ausreiche, die Neutralität zu constatiren, und es läge sogar der Gedanke nicht ganz fern, die Festung Kopenhagen zu schleifen. Ebenso gewaltsam beabsichtige man auch mit den historischen und nationalen Traditionen zu brechen. Könne man sich nicht mit Erfolg gegen den mächtigen deutschen Nachbar vertheidigen, so müsse man sich so mit ihm stellen, daß man auf seine Freundschaft bauen könne. Voraussetzung sei natürlich dabei, daß Deutschland „die Nationalität seiner dänischen Unterthanen respectire.“ Vor Allem, was der Verfasser über die dänische Abrüstung sagt, weiß man in Dänemark nur, daß der Ministerpräsident kürzlich einer Deputation der Friedens- und Abrüstungsfreunde gegenüber geäußert hat, er stehe ihren Bestrebungen sympathisch gegenüber. Bei der Durchführung jener Bestrebungen dürfte er aber schwerlich die Mehrheit im Lande für sich haben. Der Artikel im „Sydsvenska Dagbladet“ wird in der übrigen schwedischen Presse auch ziemlich absprechend beurtheilt, besonders von dem Stockholmer „Aftonbladet“, welches dabei, vielleicht zum ersten Mal, auch für Schweden einen Anschluß an Deutschland empfiehlt, für das Verhältniß Deutschlands zu Dänemark aber auch seinerseits Gesichtspuncte aufstellt, die für die deutsche Politik einfach undiscutirbar sein dürften.

Der Besuch des canadischen Ministerpräsidenten Wilfried Laurier in Paris und dessen Zusammenkunft mit Delcassé ist ein für den britischen Reichsgedanken äußerst wichtiges, vielleicht sogar verhängnißvolles Ereigniß. Bei dieser Besuchsreise tritt Laurier völlig aus der Rolle eines britischen Colonialministers heraus und nimmt die Stellung des Leiters eines selbstständigen Staates ein. Auf einem der letzten Festessen, die ihm zu Ehren in London gegeben wurden, hatte Laurier das stolze Wort gesprochen: „Canada fühlt sich als Verbündeter Englands, nicht als ein von England abhängiger Staat.“ In diesem Sinne hat auch Canada schlankweg abgelehnt, irgend etwas zur Unterhaltung der Reichs-Kriegsflotte

---

Feuilleton.

Das Fräulein von Saint-Sauveur.

23] Roman von Gréville.

(Nachdruck verboten.)

„Vase“, hob er nach einer Weile an; „Sie wollen nach dem Süden gehen?“

„Ja!“ erklärte sie ein wenig herausfordernd.

„Es gefällt Ihnen also nicht mehr bei uns?“

„Man kann eine kleine Veränderung herbeiwünschen, ohne daß Einem die Leute, die man kennt, mißfallen müssen. Ist das etwa ein Verbrechen?“

Wenn sich Antoinette verletzt fühlte, so schlug sie einen so kriegerischen Ton an. Landry wußte es; allein, wie hätte er ihr begreiflich machen sollen, daß er sein Leben hingegeben hätte, um ihr die geringste der Verletzungen zu ersparen?

„Dies ist im Gegentheil vollkommen gerechtfertigt“, gab er zur Antwort. „Wenigstens werden Ihnen Alle und Jeder, dem Sie jetzt den Rücken kehren, bei Ihrer Wiederkunft doppelt werthvoll und reizvoll erscheinen.“

Langsam neben einander schreitend, hatten sich die Pferde wieder in Bewegung gesetzt; Antoinette fühlte, daß der junge Mann an ihrer Seite jetzt ein entscheidendes Wort sprechen werde, und sie ward von Furcht erfaßt. Noch immer fühlte sie ihre Seele nicht genügend geläutert, um ihm so zu antworten, wie sie es gewollt hätte, und leider würde — das fühlte sie — die Stimme der Liebe, deren Erwachen sie in sich erwartete, sie eher erbittern als erleuchten.

„Lassen Sie uns noch über diese Hecke setzen“, sagte sie und berührte mit ihrer Gerte die Stute, die sich sofort in gestreckten Galopp setzte.

„Ueber diese Hecke nicht!“ rief Landry, der ihr nachsprengte. „Sie ist zu hoch!“

Antoinette konnte keinen Widerspruch dulden, und der grausame Zwang, den sie seit einigen Monaten ihren Nerven auferlegt hatte, machte sie noch reizbarer. Sie trieb daher „Corisande“ noch mehr an.

„Zu hoch?“ fragte sie mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen. „Für mich gewiß nicht!“

„Hinter der Hecke befindet sich ein tiefer Wassergraben, Antoinette. Sehen Sie nicht hinüber!“

„Doch!“ erklärte sie trotzig. „Vorwärts!“

„Nun, wir wollen sehen!“ sprach Landry und gab seinem Pferde die Sporen, um ihr den Weg zu versperren.

Der gebieterische Charakter der jungen Dame erblickte in jedem Widerstande eine persönliche Beleidigung. Sie faßte die Zügel fester und schwang die Reitgerte, um ihr Thier zum Sprung über das Hinderniß anzutreiben. Doch „Lucifer“ verdiente vollauf die ihm gespendeten Lobsprüche. Dem Kniedruck seines Reiters gehorchend, der ihm die Zügel über den Hals geworfen, stand er mit einem Satze quer vor „Corisande“, und während Landry mit einer Hand das Gebiß der Stute erfaßte, daß sie auf die Hinterbeine zu sitzen kam, entriß er seiner Base mit der anderen Hand die Reitgerte, die in der nächsten Secunde gleich einem silbernen Pfeile durch die Luft sauste und zu Boden fiel. Schweißbedeckt, an allen Gliedern zitternd, standen nun die beiden Thiere neben einander.

„Sie haben sich nicht beschädigt?“ fragte Landry demüthigen Tones.

Antoinette schüttelte mit hochmüthiger Bewegung den Kopf und lenkte ihre Stute nach der breiten Oeffnung, die sich inmitten der Hecke befand. Landry, der neben ihr verblieb, bot ihr stillschweigend seinen Reitstock an, den sie aber mit einer Handbewegung zurückwies.

In der That dehnte sich jenseits der Hecke ein breiter Graben aus, den die Regengüsse des Herbstes mit einer trüben, schmutzigen Fluth angefüllt hatten. Antoinette warf schweigend einen Blick auf dieselbe, worauf sie mit Landry in das Schloß zurückkehrte.

Er war ihr hier beim Absteigen behilflich, sie dankte ihm mit einem kurzen Nicken des Kopfes und stieg die Freitreppe empor, ohne sich umzuwenden. Er blickte ihr nach, bis sie im Schatten der Vorhalle verschwunden war.

„Nun habe ich mir mein Glück endgiltig verscherzt“, sagte er sich. „Hätte ich aber anders gehandelt, so wäre ich ein Schurke gewesen!“

Er schwang sich wieder in den Sattel und kehrte an den Ort zurück, wo sich die aufregende Scene abgespielt hatte.

Antoinette hatte sich in ihr Zimmer begeben, um sich umzukleiden. Alle schlechten Geister, die ihre Seele bevölkerten, waren erwacht in ihr; sie hätte gerne um sich geschlagen, gestoßen und etwas zertrümmert, und dessenungeachtet fühlte sie gleichzeitig, daß eine kräftige Hand auf sie niedergefahren war und sie niemals wieder das launenhafte, halsstarrige Geschöpf sein werde, dessen Eigenwille und Ungestüm mehr denn einmal die sie liebenden Personen in Angst und Sorge versetzt hatten. Ein aus Furcht und Achtung zusammengesetztes Gefühl bemächtigte sich ihres unreifen Willens; noch widerstand sie zwar, aber nur der Form halber; denn es war ihr endlich klar geworden, daß sie gerne und willig das Joch des Mannes ertragen werde, der allein ihr zu trotzen gewagt hatte.

Eine Stunde später fand sich Landry im Schlosse ein. Der Marquis, der auch zurückgekehrt war, stand am Kamin und wärmte sich. Tante Laurence strickte an einem endlos langen, weichen Strickstrumpf. Frau Régnier lag auf der Chaiselongue und las. Antoinette saß vor dem kleinen Schreibtische und war mit dem Aufschneiden einer Monatsschrift beschäftigt; doch verriethen die hastigen, ungleichmäßigen Bewegungen, die sie machte, daß sie innerlich sehr erregt sei. Das einfache graue Kleid, welches sie angelegt hatte, verlieh ihrem Gesicht, von dem der Ausdruck des Zornes noch nicht geschwunden war, einen perlmutterartig schimmernden Glanz.

Beim Anblick des jungen Mannes stand sie auf und warf das Papiermesser achtlos zur Seite. Landry hielt einen länglichen Gegenstand in der Hand, den er jetzt auf den Tisch legte.

„Ich bringe Ihnen die Reitgerte zurück, Base, die Sie verloren haben“, sagte er dabei.

„Ich danke Ihnen“, erwiderte das junge Mädchen kurz. „Doch ist das ganz unnöthig; denn ich werde sie nicht mehr benutzen.“

Und während sie diese Worte sprach, wäre sie am liebsten auf ihn zugeeilt, hätte die Arme um seinen Hals geschlungen und ihn um Verzeihung gebeten. Doch der Stolz überwog wieder einmal die Regung der Zärtlichkeit. Landry ließ den Kopf sinken und schritt zur Thür.

„Nun haben sie schon wieder gezankt!“ sagte sich der treffliche Vater. „Man kann die Beiden also absolut nicht dazu bringen, sich einmal mit einander gründlich auseinander zu setzen?“

Mit einer bewunderungswürdigen Geistesgegenwart erfaßte der Marquis das sich ihm zunächst darbietende Thema, um ein Gespräch anzuknüpfen.

„Ihr werdet Euch während unserer Abwesenheit von Bourges nicht wenig langweilen“, sagte er, „der Reimschmied, ich wollte sagen: Herr von Olivettes, ist fort, und die Damen werden nicht wissen, womit sie ihre Nachmittage ausfüllen sollen, so daß man wohl oder übel zur Jagd, zum Klatsch und zur Toilettenfrage wird zurückkehren müssen. Sag' 'mal, Landry, könntest Du nicht bis zu unserer Rückkehr etwas Vernünftiges ersinnen? Etwa ein Theaterstück, gleichviel ob in Versen oder in Prosa? Jedenfalls aber verständliche Verse. Oder aber . . .“

„Mein Vetter kann das Theater nicht leiden“, unterbrach Antoinette ihren Vater schroff.

„Sie wollen sagen, Base, daß ich die Darsteller nicht leiden kann . . .“, suchte Landry einzulenken.

„Und da hat er vollkommen Recht“, stimmte der Marquis bei, der nicht mehr wußte, was er sagen sollte.

„Mein Vetter kann aber auch Gedichte nicht leiden“, fuhr das junge Mädchen schneidenden Tones fort.

„Glauben Sie, Base? Und doch habe ich deren genug in dieses Buch eingeschrieben“, sprach Villoré, auf das noch immer offen auf dem Schreibtische liegende Buch deutend. „Und ist mir das als noch größeres Verdienst anzurechnen, falls ich Gedichte wirklich nicht leiden könnte, was ich aber entschieden in Abrede stelle.“

Das junge Mädchen hatte einen flüchtigen Blick auf das leere Blatt geworfen; abgesehen davon, daß das Papier ein wenig zerknittert war, verrieth keine Spur, was früher dort zu lesen stand.

„Abgeschrieben haben Sie welche, das ist wahr; aber selbst welche zu verfertigen, wären Sie natürlich nicht im Stande; und darum hassen Sie diejenigen, die mehr Talent haben als Sie!“

Der Marquis, Frau Régnier und Tante Laurence wohnten voll Entsetzen diesem Streite bei, der ihnen ganz unverständlich war. Der durch den Streit und den Widerspruch aufs Höchste gereizte böse Geist, der sich in der jungen Dame geltend machte, machte sie jetzt sogar boshaft und undankbar; gleichzeitig aber hätte sie auch gewünscht, daß ihr der junge Mann wohlverdiente, scharfe Vorwürfe mache, damit sie, zu seinen Füßen liegend, seine Verzeihung anflehen könne.

Und er, der sie so innig liebte, ließ den Blick seiner Augen, die unverkennbar für sein Leid und seinen Kummer sprachen, tief in die ihrigen dringen, die der Zorn ganz verdunkelt hatte. Dann sprach er:

„Glauben Sie wirklich, Base? Wenn Sie dieser Meinung sind, so bleibt mir freilich nichts Anderes übrig, als für immer ein Haus zu verlassen, in welchem ich einen Platz zu erringen und zum Glücke Aller, selbst zu dem Ihrigen, beizutragen hoffte. Bevor ich aber gehe, will ich Ihnen den Beweis liefern, daß ich weit weniger unempfänglich für das Vergnügen bin, welches man empfindet, wenn man sich in gereimten Zeilen ausdrücken kann, als Sie zu meinen scheinen.“

Und ohne Weiteres schritt er auf den kleinen Schreibtisch zu, ließ sich vor demselben nieder, und obgleich er innerlich vor unterdrückter Aufregung zitterte, schrieb er mit schönen, gleichmäßigen Zügen auf das leere Blatt, auf welchem früher die Endzeile aus dem Gedichte Jehan's gestanden, ein improvisirtes Sonett nieder, in welchem er seinen gewaltsam beherrschten Empfindungen für seine schöne und so grausame Base beredten Ausdruck verlieh. Die Endzeilen besagten in leise verhallender Wehmuth, daß er der heimathlichen Scholle wohl für immer den Rücken wenden werde, wenn er den Starrsinn der Angebeteten nicht brechen könne.

Während Landry schrieb, hatte sich Antoinette ihm genähert. Sie gehorchte dabei weniger der Neugier, als dem grausamen Drange, zu erfahren, was ihr dieser gequälte Mann wohl sagen werde. Vielleicht schrieb er da

SLUB
Wir führen Wissen.